Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 5 (1911)
Heft: 2

Artikel: Soziale Gedanken eines Arztes
Autor: Rikli
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132483

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pflicht des freien Protestantismus hingewiesen hat und mit anderen unserer wackeren Führer für ein praktisch-tätiges Christentum eingetreten ist. Aber jedermann wird zugeben, daß die Welt in 30 und 40 Jahren eben wieder vorwärts gegangen ist, und daß die soziale Pflicht der Kirche in der Gegenwart in ihrer besonderen Art und Weise erfaßt sein will. Es ist für die gegenwärtige Generation der Reformrichtung eben doch kein großer Ruhm, wenn manche ihrer Vertreter in ihrem sozialen Verständnis heute kaum so weit sind, wie die Führer schon vor 30 und 40 Jahren waren. Und wer die Verhältnisse etwas näher kennt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der ewige Hinweis auf die Führer der Reform und der immer wiederkehrende Ruf, „wir seien ja alle sozial und seien es immer gewesen", für manche Leute nur ein Ruhebett bedeuten könnten, um überhaupt der sozialen Frage aus dem Wege zu gehen oder sie mit ein paar Schlagworten abzutun, deren Zugkraft man kaum noch für möglich hält. Das ist nun freilich bei jeder andern kirchlichen Partei manchmal um keinen Deut besser, und darum haben wir keinen Grund, einander Vorwürfe zu machen. Wohl aber haben die Vertreter der Kirche ohne Unterschied der Parteien die Pflicht, noch viel mehr als bisher an der Lösung der sozialen Frage mitzuarbeiten. Dabei sollte das Verständnis für die soziale Frage, für die Sozialdemokratie und für die Nöte und Kämpfe eines großen Teils unseres Volkes nicht erst mühsam über irgend einen philosophischen Ethiker (Wundt und Paulsen) hinweg gewonnen werden, sondern das Evangelium Jesu Christi selbst sollte uns da vielmehr die Augen öffnen, die Herzen erwärmen und den Mut und den Willen stärken! E. Etter.

Soziale Gedanken eines Arztes.*)

Geehrte Damen und Herren!

Erwarten Sie von mir keine hochwissenschaftliche Abhandlung; denn leider verfügen wir Jünger Aeskulaps nicht über jene freie Mußezeit, die nun einmal nötig ist, wenn man sich u. a. auch in die moderne religiös-soziale Literatur und Wissenschaft hineinarbeiten will. Sondern gestatten Sie mir einige ganz schlichte Betrachtungen, die sich jedem Durchschnittsmenschen direkt aufdrängen müssen, wenn er durch seinen Beruf stets von neuem hinter die Kulissen des Alltagslebens geführt wird und dabei die Augen offen hält.

Der sozialdemokratischen Partei angehörend, welche bekanntlich die Religion als Privatsache eines jeden Einzelnen erklärt, habe ich mir

*) Ansprache an der Abendversammlung der letzten religiös-sozialen Konferenz in Bern.

in religiösen Dingen, wie jeder andere Parteigenosse, alle Rechte vorbehalten.

Wer wohl, als gerade wir Aerzte, findet häufiger Gelegenheit, einerseits die klägliche Unzulänglichkeit all' unseres menschlichen Wissens und Könnens einzusehen, anderseits aber überall den allweise eingerichteten Organismus jeglichen Lebewesens zu bewundern? Wäre es da nicht gerade von uns ein dreistes Unterfangen, an der Existenz einer hoch über uns stehenden, wirklich göttlichen Macht zweifeln zu wollen?

Gar vieles aber auf unserem Erdenrund, das die sog. frommen Leute — gewiß meistens nach bestem Wissen und Gewissen — als göttliche Fügung, als von Gott so gewollt hinstellen möchten, dürfte sich bei näherer Untersuchung denn doch bloß als Menschenwerk erweisen. So müssen wir die Armut so vieler Hunderttausende von Brüdern und Schwestern zweifellos uns Menschen selbst aufs Konto schreiben und haben die Pflicht, dieselbe ganz ebenso energisch zu bekämpfen, wie irgend eine Massenerkrankung. Uebrigens würde wohl selbst der frömmste Arzt irgend eine Krankheit etwa deshalb nicht behandeln wollen, weil er denken könnte, sie sei von Gott geschickt? — Daß Krankheiten bekämpft werden müssen, darin dürften wir alle einig sein. Und da die Armut die Hauptursache ungeahnt vieler körperlicher, geistiger und seelischer Krankheiten und gar manches anderen Uebels ist, so müssen wir erst recht alles aufbieten, um sie zu beseitigen. Letzteres können wir aber nur, wenn wir das Ding bei der Wurzel anfassen.

Prüfen wir vorerst an einigen Beispielen die Richtigkeit meiner Behauptung, daß die Armut die Ursache so vieler Leiden und Uebel sei: In der Schweiz sterben alljährlich 3000 bis 4000 kleine Kinder ausschließlich an akutem Magen- und Darmkatarrh. Diese Krankheit kommt weitaus zum größten Teil in armen Familien vor, was ja leicht verständlich ist. Denn die armen Mütter sind erstens sehr oft nicht kräftig genug, um stillen zu können, oder aber sie haben keine Zeit dazu, weil sie gezwungen sind, dem Broterwerb nachzugehen. Und wenn die armen Würmchen so um ihre Muttermilch verkürzt werden, kann ihnen wieder aus Zeit- und Geldmangel bei weitem nicht jene peinliche Sorgfalt gewidmet werden, die für die künstliche Ernährung der Säuglinge Bedingung ist.

Den größten Teil der Frauenkrankheiten, insbesondere die Verlagerungen innerer Organe, die überaus lästigen Krampfadern und Unterschenkelgeschwüre, treffen wir bei jenen Frauen an, die sich vor und nach der Niederkunft aus ökonomischen Gründen zu wenig oder gar nicht haben schonen können.

Ein ganz schlechtes Zeugnis muß ich hier uns sog. Herren der Schöpfung ausstellen. Im täglichen Leben, wie auch bei Musik und Tanz, benehmen wir uns ausgesucht höflich gegenüber dem zarten Geschlecht. Sobald die Frauen aber vor, während und nach der

Niederkunft für uns und unsere Nachkommen leiden müssen, ist es aus und fertig mit aller Höflichkeit und Rücksicht; denn die Krankenkassen schließen ja die angehenden Mütter und die Wöchnerinnen von jeglicher Unterstützung aus.

Unser leider noch nicht geborenes eidgen. Kranken- und Unfallversicherungsgesetz will den Wöchnerinnen zwar allerdings ein bischen entgegenkommen, aber entschieden in zu geringem Maße. Eine kürzlich von der bernischen Vereinigung für Frauen- und Kinderschutz zu Gunsten der Wöchnerinnen, wie auch der Säuglinge, an die Bundesversammlung gerichtete, wohbegründete Eingabe scheint gänzlich unberücksichtigt zu bleiben.

Die Rachitis, die Ursache so vieler Verkrüppelungen, ist hauptsächlich auf mangelhafte Ernährung zurückzuführen und kommt deshalb am häufigsten bei den Armen vor.

Die Tuberkulose, die in unserem Lande jährlich rund 9000 Menschenleben vernichtet und beständig 80,000 Personen ans Krankenlager fesselt, ist bekanntlich in erster und letzter Linie auf schlechte hygienische Verhältnisse zurückzuführen und daher eine Proletarierkrankheit par excellence. Gewiß wird in jüngster Zeit ja von vielen Seiten her mit lobenswertem Eifer dagegen angekämpft. Trotzdem kann ich nicht umhin, hier hervorzuheben, daß zurzeit immer noch beständig rund 15—20,000 Tuberkulöse aus ökonomischen Gründen und wegen Platzmangel eine Sanatoriumskur, die vielleicht noch Heilung bringen würde, nicht antreten können!

Muß einem angesichts dieses düsteren Bildes nicht das Herz pochen, besonders wenn wir gleichzeitig die glänzendsten Berichte aus unseren Wintersportplätzen lesen, wie z. B. den folgenden aus Grindelwald:

„.... Auf den Eisbahnen wimmelt es Tag und Nacht. Täglich werden Curling-, Hockey- 2c. Matchs ausgefochten; bei Nacht finden auf den größeren Eisbahnen „Eiskarnevals" statt. Diesen Winter sind auffällig viele und hübsche Masken vertreten."

„Lustig sind die Spiele auf dem Eise mit Schaufeln, Flaschen, Schlitten, Kugeln und wie die Hunderte von Dingen alle heißen. Abends keine Spur von Müdigkeit. An jenen Abenden, an denen keine Eisfeste stattfinden, werden in den verschwenderisch beleuchteten Sälen hübsche Bälle arrangiert, oder aber die Damen promenieren in ihren graziösen Toiletten in den Vestibüls oder im Wintergarten bei den Klängen eines feinen Orchesters."

Ist es nicht auch beklagenswert, geehrte Anwesende, daß die Eidgenossenschaft im Kampfe gegen unseren gefährlichsten inneren Feind, den Tuberkelbacillus, der uns jährlich, was die Zahl der Menschenleben anbetrifft, nahezu eine Armeedivision hinwegrafft, noch nichts geleistet hat, währenddem wir, um gegen einen eventuellen äußeren Feind gewappnet zu sein, jährlich 42 Millionen Franken ausgeben!

Und geradezu beschämend ist die Tatsache, daß unsere Bundesverfassung, welche mit den hehren Worten „Im Namen Gottes des Allmächtigen!“ beginnt, infolge einer unglückseligen Fassung des Art. 69 zwar die Bekämpfung der Viehtuberkulose gestattet und auch schon eidgenössische Erlasse im Sinne einer solchen veranlaßt hat, daß sie aber vorerst revidiert werden muß, wenn wir vom Bunde aus auch gegen die Menschentuberkulose vorgehen wollen. —

Woher rekrutieren sich jene Hunderttausende bedauernswertester Mädchen, welche hauptsächlich in den großen Städten ihren entehrten Leib feilbieten und von welchen aus indirekt selbst auf unsere unschuldigen Gattinnen und Kinder die schlimmsten Krankheiten übertragen werden können? Doch fast ausnahmslos nur aus jenen ärmsten Kreisen, wo Nahrungs- und Wohnungselend, Alkoholismus, Vererbung und namentlich schlechte Erziehung jeden sittlichen Halt verunmöglichen.

Unsere ehrbaren Töchter besserer Stände, welche gegenüber jenen unglücklichsten aller menschlichen Wesen kaum ein anderes Gefühl als dasjenige der Verachtung kennen, haben nicht schwer, brav zu bleiben, wenn ihnen eine sorgfältige Erziehung zu teil geworden und zudem ein treues Mutterauge sie meistens bis zur Schwelle der Ehe liebevoll bewacht, im Gegensatz zu jenen anderen, die gleichsam von der Wiege aus dazu bestimmt sind, einst den überall lauernden Wohllüstlingen zum Opfer zu fallen.

Der Alkoholismus und das denselben oft begleitende Verbrechertum haben zu einem guten Teil ganz ähnliche Ursachen wie die Prostitution.

Allerdings trifft man den Alkoholismus nicht selten auch in den sogen. besseren Ständen an. Während aber der reiche Alkoholiker im schlimmsten Falle in einem Privatinstitut für Alkoholkranke diskrete Aufnahme und Rettung findet, winkt dem leistungsunfähig gewordenen armen Alkoholiker mit mathematischer Sicherheit die entehrende Zwangsarbeitsanstalt, die so häufig den ersten Schritt in noch tieferen moralischen Sumpf bedeutet.

Bei diesem Anlaß muß ich leider offen gestehen, daß selbst wir Aerzte oft gezwungen sind, dem Armen anders zu begegnen als dem Besitzenden. Nicht etwa, daß wir dem ersteren nicht dieselbe Gewissenhaftigkeit entgegenbrächten, wie dem letztern. Jedoch gibt es vorzügliche Heilmittel und Heilverfahren, die wir aus guten Gründen nur dem Reichen verordnen dürfen, währenddem andere, natürlich viel billigere Medikamente und Heilmethoden sich nach Angabe ihrer Erfinder speziell für die Armenpraxis eignen sollen.

Und die vielen wunderbaren Heilquellen, die der liebe Gott doch gewiß nicht nur für die Besitzenden fließen läßt, sind sie unseren armen Kranken nicht entweder gar nicht, oder aber nur unter großen Schwierigkeiten zugänglich?

Einen noch viel krasseren Unterschied beobachten wir dort, wo wir Aerzte am sichersten helfen könnten, nämlich in der Vorbeugung von Krankheiten. Mit wichtigster Miene raten wir z. B. dem Fabrikherrn, längst bevor er abgearbeitet ist, Ferien zu machen oder gar Seereisen anzutreten, um seine Gesundheit ja nicht in Gefahr zu bringen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen aber, welche jahraus, jahrein, Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum Abend Körper und Geist ertötende, eintönige Arbeit verrichten müssen, erhalten erst dann Ferien, wenn sie krank sind und dann oft nichts mehr zu retten ist. Und wer hat sich am entschiedensten und selbstverständlich mit Erfolg gegen den Vorschlag gewehrt, im neuen Fabrikgesetzentwurf für die Arbeiter unter gewissen Bedingungen jährliche Ferien von nur fünf Tagen vorzusehen? Es waren die reichsten der reichen Unternehmer!

Geehrte Damen und Herren! Trotz all' diesen nicht wegzuleugnenden Tatsachen hört man immer wieder Stimmen, welche sagen: „Auch Arme können glücklich und brav sein." Glücklicherweise ist das richtig. Warum aber trachten wir alle, seien wir fromm oder nicht, danach, womöglich nicht arm zu werden? Doch gewiß deshalb, weil wir uns vor allem dem bewahren wollen, was die Armut mit sich bringen kann.

Hier möchte ich noch auf den uns allen geläufigen Ausdruck „bessere Stände" aufmerksam machen. Wir verstehen darunter im Grunde „besser situierte Stände", kürzen aber doch in „bessere Stände" ab, indem wir ohne weiteres voraussetzen, daß besser situierte Leute auch besser seien, als schlechter situierte.

Wir sprechen ferner z. B. von einem armen, aber braven Manne, jedoch von einem wohlhabenden und geachteten Manne, nie aber von einem wohlhabenden, aber geachteten Manne.

Und warum sehen wir sogenannten besseren Leute es nicht gerne, wenn unsere Söhne und Töchter viel mit Leuten unter dem Stande verkehren? Doch gewiß deshalb, weil wir fürchten, daß sie moralisch eher hinab- als emporgezogen werden könnten! —

Nun werden viele mir entgegenhalten, daß gegen die Armut und all ihre traurigen Begleiterscheinungen die zuverläßigste Waffe das Christentum, die Betätigung christlicher Nächstenliebe sei. Da müßte ich nun direkt unwahr sein, wenn ich nicht zugeben wollte, daß christliche Nächstenliebe sehr viel Gutes zu leisten im Stande ist und auch leistet. Ich könnte ja von manch schönem Beispiel, das ich als Arzt beobachtet habe, erzählen. Warum aber hat das Christentum die Massenarmut bis jetzt nicht überwinden können? Antwort: Weil seiner machtvollen Entfaltung ein großes Hindernis im Wege steht. Und dieses Hindernis ist der Kapitalismus, d. h. das Privateigentum an den Produktionsmitteln und der dadurch bedingte Konkurrenzkampf Aller gegen Alle!

Da liegt die Wurzel der Armut, die wir anpacken müssen!

Meine Damen und Herren! Wenn wir noch so sehr bestrebt sind, die rechte Hand nicht wissen zu lassen, was die linke tut, so hüten wir uns doch alle sehr davor, mit beiden Händen soviel wegzugeben, daß wir selbst verarmen könnten. Und doch lehrt Christus, daß die Armen nicht nur die Brosamen, die von des Reichen Tische fallen, empfangen sollen, sondern er hat dem reichen Jüngling klar und deutlich gesagt: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen."

Wer aber heute nach diesem Gebote Christi handeln würde, der käme ins Irrenhaus, oder würde bevormundet.

Der Einzelne kann eben nicht, wenn er im allgemeinen Konkurrenzkampfe nicht untergehen will, mehr als ein Gewisses leisten. Und da wir für die kranken und die alten Tage oder für die Zeiten wirtschaftlicher Krisen vorbauen wollen, so kommen wir leider alle in Versuchung, möglichst vorsorglich — Schätze zu sammeln. Man kann dies niemandem verargen. Aber noch viel weniger haben die Besitzenden das Recht, den Nichtbesitzenden zu grollen und Begehrlichkeit vorzuwerfen, wenn dieselben sich durch vereinte Kraft materiell, geistig und moralisch emporarbeiten wollen. Der Sozialismus lehrt, daß letzteres nur auf dem Boden der Ueberführung der Produktionsmittel aus dem Besitze weniger Bevorzugter in den Besitz der Allgemeinheit durchführbar sei. Es liegt mir ferne, heute jemanden zum Sozialismus bekehren zu wollen. Aber ich glaube denn doch, sagen zu dürfen, daß der Grundgedanke des Sozialismus ächt christlich ist.

Wir Menschen sollen uns ja gerade nach der Lehre Christi als Brüder und Schwestern fühlen, zusammen gleichsam eine Familie bilden. In einer Familie darf es aber doch nicht vorkommen, daß einige kräftige Brüder sozusagen alles für sich beanspruchen und den anderen, den schwächeren Geschwistern nur gerade so viel übrig lassen, daß sie nicht direkt verhungern müssen; sondern alle Kinder sollen gleiche Rechte und selbstverständlich auch gleiche Pflichten haben.

Auf einem aus dem Wasser emporragenden großen Felsen sitzen wohlgeborgene Menschen, die Besitzenden. Unten im Wasser dagegen kämpfen andere gegen das Ertrinken, die Besitzlosen. Selbstverständlich ist keiner von denjenigen auf dem Felsen so roh, die unten ohne weiteres ertrinken lassen zu wollen. Man wirft ihnen deshalb gerne etwa ein Stück Holz hinab, an dem sie sich notdürftig über Wasser halten können. Menschlicher und christlicher wäre es aber, selbst hinabzusteigen und den Bedauernswerten emporzuhelfen. Man tut dies aber nicht, weil man findet, daß oben auf dem Felsen nicht Platz für alle sei und begnügt sich damit, allerhand Trostesworte und Ermahnungen hinabzurufen.

Denken wir uns nun hinein in die Lage der unten Befindlichen, was wir im Leben leider viel zu wenig tun! Müssen wir da nicht verstehen lernen, daß zuweilen ein derbes Wort und besonders der spöttische Vorwurf hinaufgerufen wird, daß die da oben auf dem Trockenen leicht zu predigen haben!

Deshalb möchte ich speziell unseren Gottesgelehrten dringend ans Herz legen, in Zukunft viel mehr als dies bisher geschehen, hinabzusteigen bis zum Wasser, den dort Befindlichen die Hand zu reichen und sie moralisch zu unterstützen in ihrem Bestreben, sich einträchtiglich emporzuarbeiten. Vielleicht werden darob einige von den Gewaltigen zu oberst auf dem Felsen ein unfreundlich Gesicht machen. Aber was hat solch ein unberechtigtes Grollen wenig zu bedeuten gegenüber der bestimmt zu erwartenden Tatsache, daß dafür unten ungezählte Tausende wieder glauben lernen werden, daß auch das heute verkündete Christentum kein leerer Wahn ist und daß sie durch diesen Glauben empfänglich gemacht werden für all das Erhabene und Erhebende, das der große Nazarener gelehrt hat!

Dr. Rikli.

Hoffen und Warten.

Wir haben in der Religion wieder hoffen gelernt, und zwar nicht nur auf ein Jenseits (wenn auch diese Hoffnung unangetastet bleibt, ja selbst auch eher im Erstarken begriffen ist), sondern auch für diese Erde. Gewiß ist die Hoffnung immer eine Macht in der Christenheit gewesen, und in Zeiten, wo die irdische schwächer wurde, war die himmlische vielleicht desto stärker. Aber darum bleibt doch fest, daß die heutige Christenheit in diesem Punkte der urchristlichen Stimmung und der Meinung Jesu wieder näher kommt, als viele bisherigen Generationen. Wir erwarten wieder mit größerer Zuversicht von unserem Gott Taten, immer neue Taten der Hilfe und Erlösung für die Welt. Darin erkennen und glauben wir ihn als den Lebendigen. Wir schauen zu ihm vorwärts als auf den Kommenden, wir glauben, daß er uns noch Großes und Größtes aufbewahrt habe; wir sind auch gefaßt auf seine Gerichte. Wir verfolgen mit Spannung die Entwicklung des Weltwesens, weil wir darin etwas von seinem Walten und Schaffen ahnen. Wir harren auf Gott. Und zwar gilt das alles nicht nur von einzelnen Gruppen oder Richtungen innerhalb der Christenheit, sondern mehr und mehr von der Gesamtheit. Ein ganz besonders bedeutsames Zeichen dieses Umschwungs war die Stimmung, die den Weltmissionskongreß zu Edinburg erfüllte. Eine neue Gotteszeit ist da, so lautete die Losung; in diesem Jahr-